

Humoreske aus dem Berliner Leben von Wilhelm Tischen.

Diese beiden Maitäfer gehören nicht etwa zur Familie der blattbürtigen Käfer, sondern vielmehr zur Gattung Mensch. Schon seit unendlichen Zeiten nennt der Berliner die Garde-Füßliere die Maitäfer. Warum weiß ich nicht; aber der Gebrauch ist schon so lange und tief eingebürgert, daß man die Entstellungsgeschichte schon vergessen dürfte.

Der Geheime Kanzleirath Müller und der Kammerdiener Schmidt standen einst als Feldweibel bei den Garde-Füßliere. Sie waren treue Kameraden und unzertrennliche Freunde gewesen, bis sie vor manchen Jahren des Königs Rod auszuwandern und ihre Civilstellungen erhielten.

Müller war ein Streber und brachte es zum Kanzleirath, ja selbst zum Geheimen Kanzleirath. Schmidt war und blieb in seiner passiven Natur Kammerdiener im Kriegs-Ministerium.

Es lag in der Natur der Dinge, daß der Rastlosigkeit sich trennend jüdischen die beiden Freunde stellte. Sie sahen sich mit den Jahren immer seltener, schließlich fast gar nicht mehr. Da fügte es der Zufall oder das Schicksal, daß Müller mit dem Titel Geheimer Kanzleirath vom Finanz-Ministerium nach dem Kriegs-Ministerium versetzt und so der Vorgesetzte seines Freundes Schmidt wurde. Das war sehr peinlich für beide Theile. Der Geheime erwartete, daß der Diener weichen, das heißt um seine Vergebung oder Pensionierung eintreten würde. Das geschah aber zu seinem höchsten Erstaunen nicht. Er suchte und fand nun einen „Modus vivendi“, indem er den alten Kameraden nur in Gegenwart Anderer als Untergebenen, sonst aber als Duzfreund behandelte.

Bis jetzt, etwa ein Vierteljahr lang, hatte sich diese Behandlungsweise bewährt; aber der Geheime Kanzleirath sagte sich selbst, daß bei seiner nervösen Gerechtigkeit und dem Eigensinn des Schmidt ein Zusammenstoß auf die Dauer unvermeidlich sei, und er beschloß, dem Freunde zu einer besseren Stellung zu verhelfen. Er wartete nur auf die nächste Gelegenheit, dieses dem alten Kameraden zu sagen. Diese Gelegenheit kam bald.

Müller hatte eine reiche Frau geheiratet und machte gern ein großes Haus. Heute hatte er gar die Genußsucht, daß ein Baron aus altem Geschlecht bei ihm zu Mittag speiste. Die Herren saßen plaudernd im Arbeitszimmer des Rathes, als die Frau des Hauses eintrat mit der Meldung, daß der Kammerdiener Schmidt mit Aften im Vorzimmer wäre.

„Der Dienst ruft!“ entschuldigte sich der Rath und wollte das Zimmer verlassen. Da kam die Gütlichkeit so mächtig über ihn, daß er dem alten Kameraden gegenüber mit dem vornehmen Besuche prahlen wollte. Er fragte daher sehr liebenswürdig: „Doch, wenn Sie gestatten, Herr Baron, empfangen Sie den Kammerdiener hier, es dauert nur wenige Augenblicke.“

„Ich bitte sehr, Herr Geheimrath! Ich würde es als ein Zeichen Ihres Vertrauens ansehen!“

Geschmeichelt und stolz öffnete der Rath die Thür und bot an, Schmidt möge nur eintreten, der Herr Baron erlaube es.

Dieses „Herr Baron“ betonte er so auffällig, daß dem leicht gereizten Schmidt schon die Hornesröthe in's Gesicht stieg.

„Bitte, legen Sie die Aften nur dort auf meinen Arbeitstisch, und nehmen Sie die anderen mit.“

Schmidt gehorchte und sagte dann in festem Ton: „Ich habe dem Herrn Kanzleirath dienlich noch etwas zu melden!“

„Bitte!“

„Nur allein!“

„Dann kommen Sie!“ Der Rath deutete zornig auf die Thür eines Nebenimmers.

„Soll ich die Mappe mitnehmen, die ich vorhin gebracht habe? Sie enthält wichtige Papiere?“

„Nein! Die liegt hier sicher genug!“

„Gestatte mir, zu bemerken, daß es förmliches Eigenthum ist!“

„Kammerdiener Schmidt! Ich ersuche Sie, nicht weiter zu denken als Ihre Vorgesetzten!“

Schon wollte Schmidt im gleichen gereizten Ton antworten, da sagte die Käthin bescheidlich:

„Lieber Mann, der Herr Baron wird gewiß die Freundlichkeit haben, mir in den Salon zu folgen.“

zu Hilfe nehmen, denn die Angelegenheit wäre von höchster Eile und Wichtigkeit.“

Es schmeichelte der Eitelkeit des Rathes, daß man ihm ein so wichtiges Attenstück in seiner Wohnung anvertraute. Sein Horn legte sich daher, und beinahe freundlich meinte er: „Eigentlich habe ich zwar über den morgigen Sonntag verfügt, aber ich werde denselben gern opfern. Melde Sie dieses dem Herrn Oberst! Sonst noch etwas?“

„Nein! Wenn der Herr Geheimrath jetzt nichts zu befehlen haben?“

„Dis klug so ironisch-demüthig, daß der Rath zornig schnaubte: „Nein, ich danke Ihnen!“

Schmidt wandte sich nach einem kurzen Gruß zum Gehen, doch bevor er die Thür erreicht hatte, kannte ein einziges Wort seine Füße.

„Frig!“ hatte der Rath nur gerufen. Der weiche Ton dieses einen Wortes hatte Schmidt sofort verständlich gestimmt; aber sein Eigensinn ließ es nicht zu, dieses zu zeigen, und nur sehr langsam wandte er sich um.

„Frig, komm einmal her zu mir!“

„Der Herr Geheimrath befehlen?“

„Wenn ich Frig rufe, tanzt Du den Geheimrath schon bei Seite lassen!“

„Wird sich nicht schiden!“

„Ach so, wir sind tief beleidigt und wollen krollen! Ja, Menschenfind, tanzt Du denn nie den richtigen Standpunkt finden? Mich in Gegenwart eines Fremden an meine Pflicht zu mahnen? Ich kann doch nicht dafür, daß Du nicht mehr geworden bist! Als Du zur Zeit Feldweibel wurdst, da glaubtest Du, alles erreicht zu haben. Ich aber fing erst an, zu lernen, nahm Unterricht —“

„Und hast es zum Geheimen Kanzleirath gebracht! Und ich, der bildförmige pommer'sche Bauer, muß noch Gott danken, daß er nicht bloß Chauveauxer geworden ist. Haben der Herr Geheimrath sonst noch etwas zu befehlen?“

„Nein!“ Aergersch drehte ihm der Rath den Rücken zu.

Schmidt aber ging mit stolz erhobenem Haupt auf die Thür im Hintergrunde zu.

„Was soll denn das?“

„Kammerdiener und sonstige Dienstboten haben die Hintertreppen zu benutzen.“

Der Rath mußte wider Willen über diese neue Bosheit Schmidt's lachen. „Du bist und bleibst ein unverbesserlicher Dickkopf!“

„Und Du ein unverbesserlicher Hörgler!“

Sie sagten sich noch einige solche Schmeicheleien, lachten aber dazu, und dann war der Friede geschlossen. Herr Schmidt geruchte, eine gute Cigarre anzuzünden, und das Gespräch wurde harmlos und heiter, bis der Rath wohlmeinend sagte: „Ich weiß ein Mittel, wie wir in Zukunft jeden Rant vermeiden. Ich werde Dir eine bessere Stellung verschaffen!“

Schmidt sah nicht die Güte in dem Vorschlag, sondern nur das Bestreben, ihn fort zu haben, und so knurrte er grimmig:

„Ich bin beinahe ein Vierteljahrhundert im Kriegsministerium, ich bin dort alt und weiß geworden und will bleiben, bis ich sterbe!“

„So — so! Nun, dann muß es schon halt beim Alten bleiben!“ jurnte der Rath.

„Wird's wohl, es sei denn, daß Du Dich verlesen liegest!“

Das war dem Rath doch zu viel. Er sagte kein Wort mehr und eilte in's Nebenzimmer, dessen Thür er trachtend hinter sich zuwarf.

Einen Augenblick starrte Schmidt auf die Thür; dann schmolz allmählig sein Grimm, und er sagte sich selbst, daß er doch recht unverschämmt gewesen wäre. Die Zeiten der Gleichheit und Brüderlichkeit waren doch nun einmal vorbei. Unzufrieden mit sich selbst wollte er sich entfernen. Da trat ein reizendes junges Mädchen von etwa neunzehn Jahren in's Zimmer. Es war Luise, das einzige Kind des geheimnisträgen Ehepaares. Mit einem sehr gewinnenden Lächeln trat sie dem Kammerdiener ihre Hand entgegen und sagte: „Guten Morgen, Herr Schmidt, wie geht's?“

„Guten Morgen, Herr Schmidt, wie geht's?“

„Ach Gott! was soll geschehen sein? Nichts Besonderes! Der Herr Geheimrath haben nur einen armen Untergebenen etwas angeschaut.“

„So — so!“ lachte Luise. „Und wissen Sie, was Papa mir sagen wird?“

„Nein! Was kann er sagen?“

„Nun, so hören Sie! Der Herr Kammerdiener Schmidt hat sich erlaubt, seinen Vorgesetzten anzuschauen! Ist das nicht unerhörte?“

Luise war so drollig, als sie ihren Vater zu kopiren suchte, das Schmidt vergnügt aufschäumte: „Und eigentlich hätte er dann Recht!“

„Na, also!“ lachte Luise. „Was hat's denn wieder gegeben?“

„Ich sollte mich verlesen lassen!“

„In eine bessere Stelle! Das wäre doch ganz schön!“

„Das schon! Aber seine Beweggründe, die ärgern mich so sehr!“

„Seine Beweggründe sind die allerbesten! Er will nur Ihr Wohl!“

nichts! Ich bin ihm ein stummer Vorwurf!“

Luise mußte über diesen Vorwurf herzlich lachen. Dann sagte sie: „Ich wüßte einen besseren Vorschlag!“

„Heraus damit! Von Ihnen kann ich alles hören!“

„Sie sollten sich pensioniren lassen! Sie sind schon so lange im Dienst, daß Sie die höchste Pension erhielten!“

„Der Vorschlag kommt nicht von Ihnen, der kommt von Ihrem Papa!“

„Nein — nein! Aber wenn auch! Ist er denn nicht gut und richtig?“

„Nein — nein! Sie mögen es ja gut meinen; aber Ihrem Papa können Sie sagen, der Schmidt wäre ein ehrlicher Kerl, der sich nichts schenken ließe. Füllenger und Invaliden mögen sich pensioniren lassen, aber der alte Schmidt bliebe im Dienst des Königs, so lange er noch gesunde Glieder hätte. Sagen Sie das Ihrem Vater, und dann nichts für ungut, Fräulein Luise! Adieu!“

Fort war er, bevor Luise ein Wort der Erwidderung finden konnte.

„Armer Karl!“ seufzte sie und ließ sich auf einen Stuhl niederstürzen. „Das sind überall trübe Aussichten für unsere Heirath!“

Karl war der einzige Sohn Schmidt's und hatte sich ohne Wissen der beiderseitigen Eltern vor wenig Wochen mit Luise verlobt.

Der Klang heranrückender Militär-musik weckte Luise aus ihrem trüben Sinnen. Als echtes Soldatentind vergaß sie bei diesen Klängen jedes Leid und eilte in ein nach der Straße zu gelegenes Zimmer. Auf dem Fluß traf sie auf Frau Schmidt, die Mutter Karls, eine ganz behäbig aussehende Frau von etwa fünfzig Jahren, einfach, aber tadelloß gekleidet. Im Wesen und in der Sprache war sie eine echte Berlinerin.

„Lassen Sie sich nicht hören!“ sagte Frau Schmidt, nachdem sie Luise freundlich begrüßt hatte. „Wenn das Militär kommt, dann muß die junge Welt zusehen. Wir Alten haben's ja auch so gemacht! Wie oft habe ich in der Küche etwas anbrennen lassen, wenn mein Alter, daquam als Feldweibel bei „die Maitäfer“, vom Exercieren kam!“

Luise zog sie mit in's Zimmer, wo sie beide dem Militär nachschliefen, so lange es möglich war. Dann wollte Frau Schmidt fort, unter dem Vorwand, daß sie keine Zeit habe; Luise aber bat sie, noch zu bleiben und machte ihr sanfte Vorwürfe, daß sie zu viel in ihrem Leben gearbeitet habe. Da aber war Frau Schmidt in ihrem Fahrwasser, und es sprudelte ihr nur so von den Lippen.

„Zu viel arbeiten! Mühe ist wohl, Fräulein Luise! Wir wollten doch unseren Einzigen, unseren Karl, vorwärts bringen! Na, Gott sei Dank, das ist uns ja auch gelungen. Ich habe mit meiner Feinmücherei so viel verdient, daß wir ihn studiren lassen konnten! Jetzt ist er schon Assessor! Bald soll er Staatsamtsassessor werden. An dem Tage, wo er seinen Assessor befehlen hatte, da hat sich sein Vater einen ordentlichen Schwips angetrunken, den ersten seit unserer Verheirathung. Doch da schwage und schwage ich und langweile Sie mit unerm Karl!“

Frau Schmidt merkte nicht, daß Luise verlegen und roth im Gesicht geworden war, und fuhr in ihrem Redestrom fort.

„Ich kam ja eigentlich nur hierher, um zu fragen, warum Ihre Mama nicht mehr bei mir wohnen läßt.“

„Mama hat eine arme Frau gefunden, und da Sie es doch nicht mehr nöthig haben —“

„Was? Nicht mehr nöthig haben? So lange ich arbeiten kann, thue ich es! Mein Karl soll nichts entbehren, bis er seine Anstellung hat!“

Bei den letzten Worten war sie an eines der Fenster getreten und hatte prüfend eine Gardine in die Hand genommen.

„Hat auch wohl die arme Frau gemacht? Scheint noch nicht recht angefaßt zu sein!“

Luise hatte sich die Stubentür geöffnet, und unbemerkt war Karl eingetreten, der plötzlich Luise umfaßte, seine lächelnden Lippen auf ihre Lippen drückte und dann lustig rief: „Guten Morgen, Herrschaft! Gut geschlafen?“

Bevor Luise antworten konnte, schrie Frau Schmidt vor Entsetzen laut auf.

„Gib, gib da, Mutterchen, Du auch hier? Na, was stehst Du denn so an?“

„Der Schreck ist mir in alle Glieder gefahren! Karl! Karl! Wie ist denn das gekommen?“

„Wie so etwas kommt!“ lachte Karl. „Lieber Karl! Auf dem letzten Juristenball war es, und gerade um Winternacht hab ich mir den ersten Kuß von diesen schönen Lippen!“

„Wie? Schon so lange spielt diese Sache? Und Niemand weiß davon?“

„Doch, wir Drei!“

„Du bist übermüthig, Karl! Aber die Geheimraths werden Dir schon heimleuchten! Und Dein Vater, na, der wird sich schon wundern, daß Du heimlich hierher gehst!“

„Heimlich? Nein! Ich mache hier in aller Form Besuch.“

„Sol und da küßt man die Tochter des Hauses so mit nichts, dir nichts?! Ich will Dir nur sagen, daß ich kein gutes Ende sehe. Die Geheimraths sind reich, sehr reich sogar, wir aber

sind arm. Luise's Vater ist der Vorgesetzte des Meinigen, nein, da giebt es keine Hochzeit! Küßt Euch meinetwegen noch einmal, dann aber entlaßt!“

„Das Erziere ja, das Letztere nie!“ lachte Karl und küßte Luise von Neuem. Dann sagte er: „Bald bin ich Staatsanwalt, Mutter, das wird dem Herrn Geheimen Kanzleirath, der doch immer nur Quakernbeimter ist, gewaltig imponiren.“ Luise stimmte ihm eifrig bei.

Frau Schmidt aber schüttelte den Kopf und sagte: „Baut keine Lustschlösser! Es muß Euch nichts! Fräulein Luise, lassen Sie nur Ihrer Mama, daß ich hier vor wegen der Wästel! Nein, nein, laßt mich! Es ist nichts mit der Schwiegermutter, hier bin ich nur die Waidfrau!“

Sie verließ bald das Haus, trotz der bitten Luise's. Karl selbste ihr nach einer halben Stunde, um sich sofort seinem Vater zu entbenden, der immer die Sache sehr ruhig aufnahm. Er war sogar der Meinung, daß Luise's Eltern ihre Einwilligung nicht verweigern könnten, wenn sich die Kinder wirklich ernstlich lieb hätten.

Infolge dessen begab sich Karl noch am selben Tage zum Geheimen Kanzleirath, um bei demselben um Luise's Hand anzuhalten.

Der Rath schätzte den fleißigen und soliden Assessor wirklich hoch, doch wagte er es nicht, ohne seine Frau die Einwilligung zu geben. Diese aber lehnte jede Verbindung mit der Familie des Kammerdieners scharf ab.

Das erboste den Vater Schmidt so sehr, daß er gleich am anderen Tage, am Sonntag, den Rath aufsuchte. Dieser hatte gerade das wichtige Attenstück für den Oberst als belodnet bei Seite gelegt, als Schmidt sich melden ließ, und zwar dienlich. Obwohl der Rath ohnte, daß nur die Herzangelegenheit der Kinder den alten Kameraden zu ihm führte, empfing er ihn dennoch.

Zuerst forderte Schmidt ruhig einige unrichtige Aften, und während der Rath ihm dieselben herausfuchte, kam er ihnen auf das eigentliche Thema. Die Auseinandersetzung wurde sehr stürmisch und dauerte eine halbe Stunde lang, in welcher Zeit das „Sie“ und „Du“ sich wohl ein Dutzend mal ablöste, je nachdem die Wogen hoch oder niedrig gingen. Die Nervosität des Rathes war schließlich so groß, daß er die Aften unbewußt untereinander mischte, so daß schließlich das Attenstück für den Oberst darunter gerieth und von Schmidt mit nach Hause genommen wurde.

Die ehemaligen Freunde waren in so großer Aufregung von einander geschieden, daß der Rath gar nicht an das wichtige Attenstück dachte, und Schmidt nicht wußte, daß es in seiner Hand sich befand.

Erst gegen Abend suchte der Rath das Attenstück, natürlich vergebens. Eine große Unruhe erfaßte ihn. Viele Personen waren ein- und ausgegangen. Wenn das Papier in unrichtige Hände gerieth, dann war es vorbei mit Ansehen und Stellung. Es war ein Attenstück von großer Bedeutung.

— Himmel! Wenn man ihm gar Vaterlandsverrath zutrauen würde, die Schande würde er nicht überleben! Da bligte plötzlich der Gedanke durch sein Gehirn, daß Schmidt vielleicht unbewußt das Attenstück mitgenommen habe. Er griff nach seinem Hut und eilte nach der Wohnung des Kammerdieners. Sie war verschlossen. Die ganze Familie hatte einen Ausflug gemacht. Stundenlang, bis zehn Uhr Abends, wanderte der arme Rath auf der Straße auf und ab, und erst als die Häuser geschlossen wurden, begab er sich todmüde nach Hause, mit dem Voratz, in aller Frühe wieder den Kammerdiener aufzusuchen. Das war eine furchterliche Nacht. Bis lange nach Winternacht fand er trotz seiner Müdigkeit keinen Schlaf, und als dieser sich endlich einstellte, da träumte er von Verhör, Amtesentsetzung, Gefängniß, Gerade in dem Augenblick, wo er sich eine Kugel durch den Kopf gejagt hatte, erwachte er. Die Uhr zeigte schon auf acht. Schleunigst erhob er sich und machte in feierhafter Hast Toilette. Er erschrak ob seines Aussehens; sein Gesicht war grau, seine Augen lagen matt und tief in ihren Höhlen. Eben wollte er das Haus verlassen, als man ihm meldete, daß der Kammerdiener Schmidt ihn zu sprechen wünsche. Er befohl, ihn in sein Arbeitszimmer zu führen. Er selbst sent auf einen Stuhl, denn seine atternden Beine versagten ihm den Dienst. Hatte Schmidt das wichtige Papier? War er gekommen, sich für die beleidigende Jurisdiktion zu rächen?

Endlich raffte er sich auf und begab sich in sein Arbeitszimmer. Da stand Schmidt und hielt ein Attenstück in der Hand. „Hier ist das Attenstück für den Herrn Oberst, ich fand es soeben erst zwischen den anderen Aften.“ Ruhig und klar klang diese Worte. Mit bebender Hand nahm der Rath das Papier, warf einen Blick hinein und fand dann auf einen Stuhl an seinem Schreibtisch, legte das Haupt schmer auf die aufgelegten Arme und weinte.

Stumm und ruhig stand Schmidt da; er ahnte, was in der Seele des Freundes vorging. Still wollte er sich entfernen. Da sprang der Rath plötzlich auf und rief: „Du, Du hattest das Attenstück und bringst es mit zurück?“

„Was dachtest Du denn?“



„Herr Professor, könnt' ich was für'n verdorbenen Magen bekommen?“ „Nun, wer hat sich denn den Magen verdorben?“ „Bis jetzt noch niemand, wir haben aber morgen Kirchweih.“

Der Rath gab keine Antwort, aber er drückte den treuen Freund an seine Brust. Erst nach einer Weile sagte er: „Heute Abend erwarte ich Dich mit Deiner Familie, um die Verlobung unserer Kinder zu feiern. Sobald dein Sohn eine Anstellung hat, ist Hochzeit. Es ist mein Ernst, ich halte Wort, trotz meiner Frau!“

Der Rath hielt in der That sein Wort.

„Ein neuer Beruf.“

Auf einem Spaziergange durch die Straßen Londons bemerkte ein englischer Schriftsteller kürzlich ein Fremdenbild, auf dem die ihm unerschöpfliche Aufschrift zu lesen stand: „Johann Trall, Ramengeber.“ Neugierig, was dies für ein neuer Geschäftszweig sein möge, betrat er das Kontor des „Ramengebers“ und fragte den daselbst anwesenden Träger des neuen Titels, was es damit für eine Bewandniß habe.

„Ich bin genau das, was mein Name sagt,“ erwiderte lächelnd der Mann, „ein Ramengeber.“

„Wieso? Taufen Sie kleine Kinder?“

„Ich taufe nicht. Ich gebe Namen, und zwar gebe ich nicht leiblichen Kindern Namen, sondern geistigen. Wenn man so sagen will,“ versetzte der Mann.

„Das verstehe ich nicht,“ erwiderte der Gelehrte; möchten Sie sich nicht deutlicher erklären?“

„Gern, mein Herr. Ich erfinde Namen für neue Dinge. Sei diese Sache nun eine neue Toiletteseife, oder eine Attenstückgesellschaft, ein Herrenträger, oder ein Haarwasser. Ich dente neue Namen aus für Warmeladen und für Bühnenaugenpflaster, für Massage oder Keuchhustenpillen, für ein neues Hotel oder ein Seebad. Für irgend welche nur erdenkliche Erfindungen erfinde ich neue Bezeichnungen.“

„Hier,“ sagte er hinzu und schlug ein umfangreiches Auftragsbuch auf, „dies sind die heute eingelaufenen neuen Aufträge. Ein Erfinder wünscht einen Namen für einen neu erfundenen Kartoffelqueiser. Ein Komfortium verlangt einen passenden Namen für ein neuerrichtetes Hotel. Ein Gärtner verlangt einen Namen für eine neue Kreuzungsform einer Orchidee. Und hier, mein Herr, etwas, das mehr in Ihr Fach schlägt, ein Autor sucht einen passenden Titel für seine neue Rantomime. Ich erfinde die Namen, lege meinen Auftragsbüchern eine Anzahl von geeigneten Bezeichnungen vor und daraus treffen Sie ihre Wahl. Manchmal muß ich fünfzig und mehr Bezeichnungen vorgelegen, ehe eine davon gefällt, ein anderes mal gelangt mir ein Name sofort schon auf den ersten Versuch.“

„Ob es leicht ist, einen neuen Namen zu erfinden? Na, versuchen Sie es doch einmal, einen ganz originellen zu erfinden. Ich zahle Ihnen ohne Weiteres hundert Mark dafür, wenn Sie auch mehr, denn aus einem vollständig originellen Namen lassen sich leicht andere ableiten.“

„Wie ein Aberglaube entsteht.“

In der Schweiz und einigen Gegenden Deutschlands bindet man das Tuch, mit dem ein Todter zuletzt gewaschen wurde, um einen jungen Baum. Der Holzgalaube behauptet, das Gebeihen des Baumes werde dadurch gefördert, und in manchen Gegenden nimmt man an, daß die arme Seele des Verstorbenen so lange im Feuer verweilen müsse, bis das Tuch verwittert sei. Dieser Brauch ist durch eine ganz richtige Beobachtung entstanden und hatte zuerst mit abergläubischen Vorstellungen nicht das Mindeste zu schaffen. Das Tuch, mit welchem ein Todter gewaschen wurde, wollte Niemand mehr brauchen, weil man es nicht so gut als eben verwendetes es also so gut es eben ging, indem sie es um einen jungen Baum wunden. Die Art, wie dies geschah, läßt deutlich erkennen, daß damit der Baum mit einem primitiven Ansetzring versehen werden sollte. So bewahrheitete sich, daß das Gebeihen des Baumes durch das Tuchlein gefördert wurde. Der unferne Obstbaumzüchter wohlbetannte Aberglaube ist nichts als ein Nachkomme des Todtentuches der Bauern.

„Som Kameraden.“

Feldweibel: „Einfähriger Müller, was sind Sie in Ihrem Zivilverhältnis?“

Einfähriger: „Dr. philosophiae!“

Feldweibel: „Was?“

Einfähriger: „Doktor der Philosophie.“

Feldweibel (zu dem Einfährigen nach dem Exercieren): „Der Herr Hauptmann kann die Fremdwörter absolut nicht leiden. Wenn Sie Doktor sind, dann sagen Sie einfach: „Ich bin Mediziner.“ — das versteht er besser!“

„Schöner Gesang.“

Arzt: „Diesen Abend wollen Sie auch noch in den Verein gehen?“

Sie sind ja so heiter, daß Sie fast kein Wort sprechen können!“

Patient: „Ach, da brauchen wir nicht viel zu sprechen — das ist ja ein Selbsterlebens!“

„Im Dilettanten-Konzert.“

„Nun, was sagen Sie zu der Musik?“

„Ich wünschte, ich hätte zehn Ohren, damit ich sie mir alle zuhören könnte!“

„Ein kundiger Ehebauer.“

Tante Rosalie will sich eine Bille taufen. Um ihre Selbstscharfe festzustellen, reißt der Optiker der Dame ein Zeitungsglästchen. Die Tante hat sofort einen äußerst interessanten Fall darin erspäht und vergißt beim Lesen ihre ganze Umgebung. Da legt sich Karlsruher, der sie begleitet hat, in's Mittel und spricht zum Optiker: „Sehn Sie, warum geben Sie ihr einen Roman? Ra wird sie erst wieder blind, wenn sie sich getriegt haben!“

„Verdchnappt.“

Student (zum andern): „Allo! Dein Onkel besuchte Dich schon in aller Frühe, als Du eben erst aus der Kneipe kamst. Hat er nichts bemerkt?“

Der andere: „Ja, wenn ich Gief nicht verdchnappt hätte! Als er dann fortging, sagte ich zweimal: Gute Nacht!“

„Ein wackelnder Summler.“

Angebettelter: „Ich soll Ihnen was schicken? Ich bin zur Zeit selber stellenlos!“

Summler: „Und was geben Sie mir, wenn ich Ihnen verrathe, wo es Arbeit gibt?“

„Verwechselt.“

Arzt: „Ihr müßt den Schweinefack nicht so dicht an eure Wohnung machen, das ist ungeeignet.“

Bauer: „Was? Ungeeignet? Meine Schweine sind noch nie krank gewesen!“

„Stündliche Betrachtung.“

Baulchen (beim Anblick junger Schweine): „Wertwürdig, die Thierchen sehen so sauber aus, und doch sind es Ferkel.“

„Das Spezialfach.“

Theaterdirektor: „Was, Sie wollen Heldenrollen spielen mit Ihrer schwächlichen Gestalt?“

Schauspieler: „Bitte, nur Postfischeln!“

„Nachahmenswerth.“

„Stellen Sie sich vor, heute gebe ich spazieren und lege mich auf eine Bank, die frisch getricken war! Reicht mich mein Mann ein neues Kleid kaufen!“

„Sagen Sie mit, Frau Schmidt, wo ist diese Bank?“

„Bruchrechnung.“

Lehrer (zum Schüler): „Dente Dir, Du hast einen Apfel und theilst ihn in zwei Hellen. Was erhältst Du, wenn Du diese wiederum theilst?“

Schüler: „Viertel.“

Lehrer: „Wenn Du diese wieder theilst?“

Schüler: „Achtel.“

Lehrer: „Wenn Du nochmals theilst?“

Schüler: „Sechzehntel.“

Lehrer: „Wenn Du abermals theilst?“

Schüler: „Dann giebt es A p p e l m u s, Herr Lehrer.“